

WOLKEN Machos Innenwelt

Von Aureliana Sorrento

Es muss am Wetter gelegen haben. Es war ein schwarzer Abend. Die Wolken hingen tief und schienen sich bald in ein Gewitter entladen zu müssen. Jedenfalls fühlte ich mich so, als hätte mir jemand einen Weltempfänger in den Schädel gesteckt. Dabei wollte ich sie nur loswerden. Bloß keine Verbindlichkeiten eingehen. Ein Künstler kann sich kein Privatleben leisten. Ich oder der Weltempfänger wälzte Wellensalat wie: "Wie jedes natürliche Phänomen hat die Liebe einen Lebenszyklus." Oder: "Wir Männer, wenn wir dem Menschlichen nicht fern stehen, kennen bestimmte Lebenslagen unerträglichen Erbarmens." Die Lage war misslich. Die Dame, mit der ich die letzten zwei Nächte verbracht hatte, kauerte in Fötusstellung unter einem Plaid auf meinem Ledersofa. Sie schaute fern und zappte bienenfleißig mit der Fernbedienung. Unter anderen Umständen hätte mich diese Tätigkeit zur Weißglut gebracht. Aber jetzt musste ich eine Rede improvisieren. Ich rang nach Worten. Obendrein war mir ein Gerstenkorn auf dem rechten Lid gewachsen, dessen Jucken meine Konzentration permanent schwanken ließ. "Möchtest du einen Tee?", setzte ich an. "Jöö", antwortete die Fernhypnotisierte, ohne den Blick vom Fernseher abzuwenden. "Darjeeling oder Earl Grey?" "Egal." In der Küche sah es aus, als hätte ein Landserschwadron darin gehaust, ich konnte keinen einzigen sauberen Becher ausfindig machen. Mir blieb nichts Anderes übrig, als zwei Tassen abzuspülen. Es war ja auch nicht verkehrt, da sich das Blubbern des Wassers in der Spüle auf mich immer beruhigend auswirkt. Ich überwand mich, zum Eigentlichen fortzuschreiten. "Ich bin ein ganz schlechter Mensch", schrie ich ins Wohnzimmer rüber. Von dort erschallte irgendwas von Putin. Mitten in der Suada des Nachrichtersprechers war allerdings ein "Ahmm" zu vernehmen: Die Dame war offenbar zum Monosyllabismus übergegangen. Dann schellte es an der Tür. Die Nachbarin vom unteren Stockwerk, deren Flur seit Jahrzehnten durch eine Plakette mit der Inschrift "Haxen abkratzen" geschmückt ist, stand auf meiner Schwelle und krakeelte: Was würde ich denn des Nachts im Schlafzimmer anstellen, dass es stets über ihrem Bett polterte. In Wahrheit ist das, was sie mein Schlafzimmer nannte, mein Arbeitszimmer. Abends betrete ich es nur, um die angekommenen Faxe aus dem Gerät zu holen. Ich versprach der Nachbarin, dies demnächst nur noch barfuß zu tun. "Ich bin ein ganz schlechter Mensch", schrie ich abermals ins Wohnzimmer hinüber, "und vor allem ein ganz schlechter Partner". Wahrscheinlich war die Dame auf meinem Sofa bei n-tv hängen geblieben. Vom Wohnzimmer her kamen nur mehr Nachrichten.

"Ich bin eigentlich ein Ungeheuer!", sagte ich, diesmal mit aller Bestimmtheit. Der Nachrichtensprecher sprach von Amokläufern in Australien. Mir riss bald der Faden. Ich beschloss, den Tee zu servieren. Als ich mit dem Tablett, auf dem die frisch gespülten Tassen thronten, hereinkam, räkelte sich die Dame genussvoll unter der Decke und lächelte mit blöden Schlafaugen. Unfassbar! Harte Maßnahmen waren vonnöten. Den Fernseher ausgeschaltet und einen Band meiner Brechtkompaktausgabe aus dem Regal hervorgekramt, strich ich zärtlich über den rauleinenen Buchdeckel, schlug die vom Lesezeichen vermerkte Seite auf und hob an, mein Lieblings-Brecht-Gedicht vorzulesen: "An jenem Tag im blauen Mond September/ still unter einem jungen Pflaumenbaum/ da hielt ich sie, die stille bleiche Liebe/ in meinem Arm wie einen holden Traum." Ich bemühte mich redlich, brechtähnlich zu grimassieren. Mit meinem Gerstenkorn muss es wohl grässlich ausgesehen haben. "Und fragst du mich, was mit der Liebe sei?/ So sage ich dir, ich kann mich nicht erinnern/ ...Und auch der Kuss, ich hätt ihn längst vergessen/ Wenn nicht die Wolke da gewesen wär/ Die weiß ich noch und werd ich immer wissen..." Um jedes Missverständnis auszuschließen, stellte ich das Wort Wolke mit Nachdruck heraus und paraphrasierte: "Ein Künstler vergisst die Küsse, erinnert sich nur an die Details des Augenblicks, an eine Wolke, z.B., verstehst du?" Leider gab es in meiner Wohnung keine Wolke. Als ich den Kopf vom Buch erhob, schlief die Dame schon fest. Küssen und Schütteln halfen nichts. Sie lag auf meinem Sofa und pennte wie ein Murmeltier. Feuilleton

Sie hat ein verblüffendes Faible für Farben

DIE NACHBARIN

Meine Nachbarin hat ein verblüffendes Faible für Farben. Verblüffend, denn von ihrem Wohnverhalten her zu urteilen dürfte sie Farben eigentlich gar nicht mögen. Die Rolläden ihrer Fenster sind zu jeder Uhr- und Jahreszeit heruntergedreht. Kein Sonnenschein lässt die Farben der putzigen Tässchen und Schälchen, der samtenen Sitzpolster, der Engelchen und Püppchen aufleuchten. Bei ihr herrscht Dämmerung.

Meine Nachbarin dreht die Rolläden nur auf, wenn sie aus dem Haus gehen will. Dann lässt sie die Leiter durchs Fenster, klettert die frisch polierten Sprossen herunter und stakst erhobenen Hauptes zur Straße. Erst hier entfaltet sich die Farbenpracht, mit der sie sich schmückt: Rosa, Golden, Rot, Grün, Violett, Gelb, Türkis ... nur ein Manet könnte die Vielfalt von Tönen und Schattierungen richtig

schätzen.

Der Hausmeister kann es jedenfalls nicht. Immer wenn er sie zurück ins Haus schreiten hört – ihr Stöckeln kann man aus einer Entfernung von hundert Metern hören –, versucht er, sich zu verstecken. Sie muss ihn aber durchschaut haben: Seit einiger Zeit hat sie eine neue Taktik entwickelt. Vielleicht hat sie sogar ihre Schuhsohlen mit Filz bezogen, ich weiß es nicht. Tatsache ist, dass sie jetzt mit sanften, unmerklichen Schritten ins Haus huscht und plötzlich vor dem Hausmeister steht.

Pech gehabt! Jetzt kann er sich nicht mehr um den Kampf herumdrücken. Das Duell beginnt. Streitfrage ist, wer zuerst das Grußwort ausspricht, das Ziel ist, es als Letzter loszuwerden. Also stehen sich die zwei Konkurrenten gegenüber, schauen sich herausfordernd in die Augen, und – das bescheidene „Guten Tag“ kommt nicht zustande. Stattdessen: „Du Hexe!“, „Du Lump!“, „Du Hure!“, „Du Hurensohn!“ usw. Bis die Farben, die das Gesicht meiner Nachbarin so kunstvoll zieren, sich in kleine, schmierige Tropfen auflösen. Die Kampflost ist gebrochen. „Kein Mensch respektiert mich, keiner liebt mich“, kreischt sie nur noch.

Dann hält es meine Mutter nicht mehr aus. „Die arme Frau“, sagt sie, „sie hat ihren Mann und den Verstand verloren.“ Sie holt die Nachbarin in die Wohnung, um das

zerstörte Gemälde auf ihrem Gesicht mit süßen Likören zu restaurieren. Dass diese Wohltat die restlichen Familienmitglieder dazu zwingt, sich in ihren Zimmern einzusperren, darum schert sich meine Mutter nicht. Wenn es um Mitleid geht, ist sie unbarmherzig. AURELIANA SORRENTO

NACHWUCHS Aobababa

Von Aureliana Sorrento

Schwer zu sagen, ob es sich um eine Folge der höchsttrichterlich durchgedrückten Kindergelderhöhung handelt oder des vor ein paar Jahren in Umlauf gebrachten Viagra-Elixiers. In den zentrumnahen Ostbezirken der Stadt ist jedenfalls eine Zunahme des Nachwuchses zu beobachten, die allen katastrophischen Prognosen zum künftigen Rentner-Beitragszahler-Verhältnis zu widersprechen scheint. Vielleicht ein reines Ost-Berliner Phänomen, das ministeriale Rechnungen nicht zu beeinflussen vermag? Nimmt man nämlich in einem Café in Charlottenburg Platz, wird man an den benachbarten Tischen vor allem auftoupierte grausträhnige Damen wahrnehmen, welche Erkundigungen über die Meinung gleichaltriger Herren zur jüngsten Opernpremiere einziehen. Man wird die Herren ihre Hornbrillen zur Spitze der Nase herunterschoben und dem Pinscher auf ihrem Schoß das flauschige Haupt streicheln sehen. Derart werden sie ansetzen: Wie außerordentlich die Leistung der Sänger, wie wild die Regieführung gewesen sei, und ob man heute noch überhaupt mit so abgetakelten Mitteln jemand zu provozieren glaube. Und so weiter und so fort, bis die Nachfragende ihren Sekt ausgetrunken hat und sich des nächsten Termins entsinnt. Ihre Hornbrillen vornehm hochgerückt, das Maul des Pinschers, das am Marmortisch lehnt, ein wenig nach unten gepresst, werden sich die Herren wieder hinter der "Neuen Zürcher Zeitung" verkriechen. Das hehre Journal mit der gebührenden Aufmerksamkeit zu Ende zu lesen, würde den Charlottenburger Herren in einem Kaffeehaus des Prenzlauer Bergs nie gelingen. Ich, obzwar nicht Herr und nicht Charlottenburger, habe mir derlei Unternehmungen abgeschminkt. Wo auch immer ich unter Markisen und Platanen mich niederlasse, in der Absicht, einem Druckwerk meine Freizeit zu widmen, lässt mich ein frohgemutes "Aobabababa", ein verzweifelter "Hiiiiii", ein vergnügtes "Tjetjetje", ein grimmiges "Huhuhuhua" aufhorchen. Gestern war es zunächst das "Pipipipip" eines Mädchens, das Ohr und Auge für sich in Anspruch nahm. Es balancierte mit gen Himmel geworfenen Armen auf einer Biergartenbank und ahmte die Spatzen nach, die vom Boden Krümel pickten, tschilpten und flatterten. Weil die Spatzen irgendwann aufflogen, war zu befürchten, dass das Mädchen es ihnen gleichtun müsste. Dann wurde es aber von einem "Macht schnell, macht schnell, wir müssen den Tisch besetzen!" verscheucht. Zwischen meinen Rücken und den Fahrradständer des Cafés schob sich ein Buggy. Der darin eingezwängte Säugling fuchtelte mit einer Plastikperlenkette zu einem anderen Baby hin, das ebenso eingezwängt, aber glücklich ein Croissant mampfte. Im Handumdrehen sah ich mich von drei Müttern umgeben, die sich mit dem Ausruf "Und, wie

waaars?" begrüßten. Offenbar war ihnen das sonore Treiben ihrer Jüngsten, das sich vermutlich nicht auf die Frühstückszeit beschränkt, kein Hindernis, Berichtenswürdiges zu erleben und mitzuteilen. Daran ist eigentlich nichts Verwunderliches, waren sie doch alle drei recht guter Dinge, hübsch, schulterfrei und einwandfrei geschminkt. Nichts gegen die Reize der Prenzlauerberg'schen Mütter: Sie machen der Ehegöttin Hera alle Ehre. Dass Zeus' Gattin vom wohlgebauten Paris den Apfel der Schönheit nicht bekam, lag schließlich nicht an ihrem mangelhaften Äußerem, sondern an der Schläue ihrer Rivalin Aphrodite. Hera war majestätisch schön, besagt die Überlieferung, nur halt etwas zänkisch. Weshalb Homer sie wenig liebte und an der Vernichtung des alten Troja für mitschuldig hielt. So was kann unseren holden Müttern niemand anlasten. Trotzdem ist es empfehlenswert, ihren Ingrimms zu umgehen. Er würde nicht weniger bedrohlich ausfallen als der Zorn der göttlichen Hera. Als ich neulich im oben erwähnten Straßencafé ein Scheppern dicker Steine auf Blech vernahm und eine Rotte winziger Rüpel erblickte, die mit Kopfpflaster um sich warfen, entfuhr mir das Protestwort "Ruhe!" - womit ich sogleich Mutterwut erregte. "Wir sind hier ja wohl nicht im Sanatorium!", keifte mich die Gebälerin des Steinewerfers an. Angesichts der kompakten Majorität, die die Mütter in dem Café inzwischen gebildet hatten, verkniff ich mir die Antwort. Außerdem hatte sie Recht. Sanatorien sind Anstalten zum Versüßen des Alterns. In unserem heimeligen Viertel hat jedoch die Jugend das Sagen: Aobababa, Hiiiiii, Tjetjetje, Gogaugaugau. Feuilleton

WOLKEN Machos Innenwelt

Von Aureliana Sorrento

Es muss am Wetter gelegen haben. Es war ein schwarzer Abend. Die Wolken hingen tief und schienen sich bald in ein Gewitter entladen zu müssen. Jedenfalls fühlte ich mich so, als hätte mir jemand einen Weltempfänger in den Schädel gesteckt. Dabei wollte ich sie nur loswerden. Bloß keine Verbindlichkeiten eingehen. Ein Künstler kann sich kein Privatleben leisten. Ich oder der Weltempfänger wälzte Wellensalat wie: "Wie jedes natürliche Phänomen hat die Liebe einen Lebenszyklus." Oder: "Wir Männer, wenn wir dem Menschlichen nicht fern stehen, kennen bestimmte Lebenslagen unerträglichen Erbarmens." Die Lage war misslich. Die Dame, mit der ich die letzten zwei Nächte verbracht hatte, kauerte in Fötusstellung unter einem Plaid auf meinem Ledersofa. Sie schaute fern und zappte bienenfleißig mit der Fernbedienung. Unter anderen Umständen hätte mich diese Tätigkeit zur Weißglut gebracht. Aber jetzt musste ich eine Rede improvisieren. Ich rang nach Worten. Obendrein war mir ein Gerstenkorn auf dem rechten Lid gewachsen, dessen Jucken meine Konzentration permanent schwanken ließ. "Möchtest du einen Tee?", setzte ich an. "Jöö", antwortete die Fernhypnotisierte, ohne den Blick vom Fernseher abzuwenden. "Darjeeling oder Earl Grey?" "Egal." In der Küche sah es aus, als hätte ein Landserschwadron darin gehaust, ich konnte keinen einzigen sauberen Becher ausfindig machen. Mir blieb nichts Anderes übrig, als zwei Tassen abzuspülen. Es war ja auch nicht verkehrt, da sich das Blubbern des Wassers in der Spüle auf mich immer beruhigend auswirkt. Ich überwand mich, zum Eigentlichen fortzuschreiten. "Ich bin ein ganz schlechter Mensch", schrie ich ins Wohnzimmer rüber. Von dort erschallte irgendwas von Putin. Mitten in der Suada des Nachrichtersprechers war allerdings ein "Ahmm" zu vernehmen: Die Dame war offenbar zum Monosyllabismus übergegangen. Dann schellte es an der Tür. Die Nachbarin vom unteren Stockwerk, deren Flur seit Jahrzehnten durch eine Plakette mit der Inschrift "Haxen abkratzen" geschmückt ist, stand auf meiner Schwelle und krakeelte: Was würde ich denn des Nachts im Schlafzimmer anstellen, dass es stets über ihrem Bett polterte. In Wahrheit ist das, was sie mein Schlafzimmer nannte, mein Arbeitszimmer. Abends betrete ich es nur, um die angekommenen Faxe aus dem Gerät zu holen. Ich versprach der Nachbarin, dies demnächst nur noch barfuß zu tun. "Ich bin ein ganz schlechter Mensch", schrie ich abermals ins Wohnzimmer hinüber, "und vor allem ein ganz schlechter Partner". Wahrscheinlich war die Dame auf meinem Sofa bei n-tv hängen geblieben. Vom Wohnzimmer her kamen nur mehr Nachrichten.

"Ich bin eigentlich ein Ungeheuer!", sagte ich, diesmal mit aller Bestimmtheit. Der Nachrichtensprecher sprach von Amokläufern in Australien. Mir riss bald der Faden. Ich beschloss, den Tee zu servieren. Als ich mit dem Tablett, auf dem die frisch gespülten Tassen thronten, hereinkam, räkelte sich die Dame genussvoll unter der Decke und lächelte mit blöden Schlafaugen. Unfassbar! Harte Maßnahmen waren vonnöten. Den Fernseher ausgeschaltet und einen Band meiner Brechtkompaktausgabe aus dem Regal hervorgekramt, strich ich zärtlich über den rauleinenen Buchdeckel, schlug die vom Lesezeichen vermerkte Seite auf und hob an, mein Lieblings-Brecht-Gedicht vorzulesen: "An jenem Tag im blauen Mond September/ still unter einem jungen Pflaumenbaum/ da hielt ich sie, die stille bleiche Liebe/ in meinem Arm wie einen holden Traum." Ich bemühte mich redlich, brechtähnlich zu grimassieren. Mit meinem Gerstenkorn muss es wohl grässlich ausgesehen haben. "Und fragst du mich, was mit der Liebe sei?/ So sage ich dir, ich kann mich nicht erinnern/ ...Und auch der Kuss, ich hätt ihn längst vergessen/ Wenn nicht die Wolke da gewesen wär/ Die weiß ich noch und werd ich immer wissen..." Um jedes Missverständnis auszuschließen, stellte ich das Wort Wolke mit Nachdruck heraus und paraphrasierte: "Ein Künstler vergisst die Küsse, erinnert sich nur an die Details des Augenblicks, an eine Wolke, z.B., verstehst du?" Leider gab es in meiner Wohnung keine Wolke. Als ich den Kopf vom Buch erhob, schlief die Dame schon fest. Küssen und Schütteln halfen nichts. Sie lag auf meinem Sofa und pennte wie ein Murmeltier. Feuilleton

Sie hat ein verblüffendes Faible für Farben

DIE NACHBARIN

Meine Nachbarin hat ein verblüffendes Faible für Farben. Verblüffend, denn von ihrem Wohnverhalten her zu urteilen dürfte sie Farben eigentlich gar nicht mögen. Die Rolläden ihrer Fenster sind zu jeder Uhr- und Jahreszeit heruntergedreht. Kein Sonnenschein lässt die Farben der putzigen Tässchen und Schälchen, der samtenen Sitzpolster, der Engelchen und Püppchen aufleuchten. Bei ihr herrscht Dämmerung.

Meine Nachbarin dreht die Rolläden nur auf, wenn sie aus dem Haus gehen will. Dann lässt sie die Leiter durchs Fenster, klettert die frisch polierten Sprossen herunter und stakst erhobenen Hauptes zur Straße. Erst hier entfaltet sich die Farbenpracht, mit der sie sich schmückt: Rosa, Golden, Rot, Grün, Violett, Gelb, Türkis ... nur ein Manet könnte die Vielfalt von Tönen und Schattierungen richtig

schätzen.

Der Hausmeister kann es jedenfalls nicht. Immer wenn er sie zurück ins Haus schreiten hört – ihr Stöckeln kann man aus einer Entfernung von hundert Metern hören –, versucht er, sich zu verstecken. Sie muss ihn aber durchschaut haben: Seit einiger Zeit hat sie eine neue Taktik entwickelt. Vielleicht hat sie sogar ihre Schuhsohlen mit Filz bezogen, ich weiß es nicht. Tatsache ist, dass sie jetzt mit sanften, unmerklichen Schritten ins Haus huscht und plötzlich vor dem Hausmeister steht.

Pech gehabt! Jetzt kann er sich nicht mehr um den Kampf herumdrücken. Das Duell beginnt. Streitfrage ist, wer zuerst das Grußwort ausspricht, das Ziel ist, es als Letzter loszuwerden. Also stehen sich die zwei Konkurrenten gegenüber, schauen sich herausfordernd in die Augen, und – das bescheidene „Guten Tag“ kommt nicht zustande. Stattdessen: „Du Hexe!“, „Du Lump!“, „Du Hure!“, „Du Hurensohn!“ usw. Bis die Farben, die das Gesicht meiner Nachbarin so kunstvoll zieren, sich in kleine, schmierige Tropfen auflösen. Die Kampflost ist gebrochen. „Kein Mensch respektiert mich, keiner liebt mich“, kreischt sie nur noch.

Dann hält es meine Mutter nicht mehr aus. „Die arme Frau“, sagt sie, „sie hat ihren Mann und den Verstand verloren.“ Sie holt die Nachbarin in die Wohnung, um das

zerstörte Gemälde auf ihrem Gesicht mit süßen Likören zu restaurieren. Dass diese Wohltat die restlichen Familienmitglieder dazu zwingt, sich in ihren Zimmern einzusperren, darum schert sich meine Mutter nicht. Wenn es um Mitleid geht, ist sie unbarmherzig. AURELIANA SORRENTO

NACHWUCHS Aobababa

Von Aureliana Sorrento

Schwer zu sagen, ob es sich um eine Folge der höchstlicherlich durchgedrückten Kindergelderhöhung handelt oder des vor ein paar Jahren in Umlauf gebrachten Viagra-Elixiers. In den zentrumnahen Ostbezirken der Stadt ist jedenfalls eine Zunahme des Nachwuchses zu beobachten, die allen katastrophischen Prognosen zum künftigen Rentner-Beitragszahler-Verhältnis zu widersprechen scheint. Vielleicht ein reines Ost-Berliner Phänomen, das ministeriale Rechnungen nicht zu beeinflussen vermag? Nimmt man nämlich in einem Café in Charlottenburg Platz, wird man an den benachbarten Tischen vor allem auftoupierte grausträhnige Damen wahrnehmen, welche Erkundigungen über die Meinung gleichaltriger Herren zur jüngsten Opernpremiere einziehen. Man wird die Herren ihre Hornbrillen zur Spitze der Nase herunterschoben und dem Pinscher auf ihrem Schoß das flauschige Haupt streicheln sehen. Derart werden sie ansetzen: Wie außerordentlich die Leistung der Sänger, wie wild die Regieführung gewesen sei, und ob man heute noch überhaupt mit so abgetakelten Mitteln jemand zu provozieren glaube. Und so weiter und so fort, bis die Nachfragende ihren Sekt ausgetrunken hat und sich des nächsten Termins entsinnt. Ihre Hornbrillen vornehm hochgerückt, das Maul des Pinschers, das am Marmortisch lehnt, ein wenig nach unten gepresst, werden sich die Herren wieder hinter der "Neuen Zürcher Zeitung" verkriechen. Das hehre Journal mit der gebührenden Aufmerksamkeit zu Ende zu lesen, würde den Charlottenburger Herren in einem Kaffeehaus des Prenzlauer Bergs nie gelingen. Ich, obzwar nicht Herr und nicht Charlottenburger, habe mir derlei Unternehmungen abgeschminkt. Wo auch immer ich unter Markisen und Platanen mich niederlasse, in der Absicht, einem Druckwerk meine Freizeit zu widmen, lässt mich ein frohgemutes "Aobabababa", ein verzweifelter "Hiiiiii", ein vergnügtes "Tjetjetje", ein grimmiges "Huhuhuhua" aufhorchen. Gestern war es zunächst das "Pipipipip" eines Mädchens, das Ohr und Auge für sich in Anspruch nahm. Es balancierte mit gen Himmel geworfenen Armen auf einer Biergartenbank und ahmte die Spatzen nach, die vom Boden Krümel pickten, tschilpten und flatterten. Weil die Spatzen irgendwann aufflogen, war zu befürchten, dass das Mädchen es ihnen gleichtun müsste. Dann wurde es aber von einem "Macht schnell, macht schnell, wir müssen den Tisch besetzen!" verscheucht. Zwischen meinen Rücken und den Fahrradständer des Cafés schob sich ein Buggy. Der darin eingezwängte Säugling fuchtelte mit einer Plastikperlenkette zu einem anderen Baby hin, das ebenso eingezwängt, aber glücklich ein Croissant mampfte. Im Handumdrehen sah ich mich von drei Müttern umgeben, die sich mit dem Ausruf "Und, wie

waaars?" begrüßten. Offenbar war ihnen das sonore Treiben ihrer Jüngsten, das sich vermutlich nicht auf die Frühstückszeit beschränkt, kein Hindernis, Berichtenswürdiges zu erleben und mitzuteilen. Daran ist eigentlich nichts Verwunderliches, waren sie doch alle drei recht guter Dinge, hübsch, schulterfrei und einwandfrei geschminkt. Nichts gegen die Reize der Prenzlauerberg'schen Mütter: Sie machen der Ehegöttin Hera alle Ehre. Dass Zeus' Gattin vom wohlgebauten Paris den Apfel der Schönheit nicht bekam, lag schließlich nicht an ihrem mangelhaften Äußerem, sondern an der Schläue ihrer Rivalin Aphrodite. Hera war majestätisch schön, besagt die Überlieferung, nur halt etwas zänkisch. Weshalb Homer sie wenig liebte und an der Vernichtung des alten Troja für mitschuldig hielt. So was kann unseren holden Müttern niemand anlasten. Trotzdem ist es empfehlenswert, ihren Ingrimms zu umgehen. Er würde nicht weniger bedrohlich ausfallen als der Zorn der göttlichen Hera. Als ich neulich im oben erwähnten Straßencafé ein Scheppern dicker Steine auf Blech vernahm und eine Rotte winziger Rüpel erblickte, die mit Kopfpflaster um sich warfen, entfuhr mir das Protestwort "Ruhe!" - womit ich sogleich Mutterwut erregte. "Wir sind hier ja wohl nicht im Sanatorium!", keifte mich die Gebälerin des Steinewerfers an. Angesichts der kompakten Majorität, die die Mütter in dem Café inzwischen gebildet hatten, verkniff ich mir die Antwort. Außerdem hatte sie Recht. Sanatorien sind Anstalten zum Versüßen des Alterns. In unserem heimeligen Viertel hat jedoch die Jugend das Sagen: Aobababa, Hiiiiii, Tjetjetje, Gogaugaugau. Feuilleton